

1. Schüsse in Kundus

Begegnung mit Papa

*Mein Papa ist Soldat.*¹ Seit heute Morgen muss das Buch als Lektüre herhalten, um uns den Weg zu verkürzen. Von acht Uhr an begleitet uns der Titelheld durch den Tunnel unter dem Salang-Pass, durch die grüne, wildromantische Gegend um Pol-e Khomry und die wüstenhafte Ebene vor Kundus. Papa schenkt afghanischen Kindern Bonbons, Papa erzieht seinen Sohn aus der Entfernung mit sparsamen, doch deshalb wirk-samen Ratschlägen, Papa riskiert sein Leben, damit am Hin-dukusch die Mädchen in die Schule gehen dürfen. Die 356 Ki-lometer lange Fahrt in die nordafghanische Provinz ist eine Geduldsprobe. Besonders wenn man mit einem Taxi einem ge-panzerten Konvoi der Bundeswehr hinterherschleicht, der, wie alle ISAF-Verbände, keinesfalls überholt werden darf.

»Papa braucht jetzt einen fleißigen Schutzengel, zu dem wir vor dem Einschlafen beten sollen«, heißt es auf Seite 13. Da stoppt die Kolonne vor uns. Wir bremsen rasch, vielleicht dreißig, vierzig Meter hinter dem letzten Fahrzeug. Was dann kommt, vollzieht sich zugleich schnell und langsam. Ein paar Soldaten sitzen ab, sammeln sich am Rand der Straße ab-marschbereit. Einer – deutlich ist das vertraute beige Fleck-tarnmuster auf der Uniform erkennbar – nimmt sein Gewehr, legt sorgfältig auf uns an ... sind wirklich *wir* gemeint? Statt irgendeiner Warnung: ein ploppender Abschuss. Der Bogen ei-ner Leuchtspur rast auf uns zu. Von ihren Sitzen aus verfolgen Rachman, der Fahrer, und Harun, der Journalistenhelfer, mit gereckten Hälsen das Projektil, das jetzt als Feuerball hoch ne-ben unserem Auto auflodert und einen Streifen Weizenfeld zu

1 Erwin Winner, Jürgen Raabe, *Mein Papa ist Soldat*, München 2007

Asche werden lässt. Eine Zeit lang herrscht Stille, übertönt nur durch das Knistern des brennenden Strohs.

Bis Harun aufschreit: »Spinnen die? Wieso geben die nicht vorher irgendein Zeichen? Was haben wir getan?«

Eigentlich nichts. Wir sind nur da, wir »drei Afghanen« in unserem gelbweißen Taxi.

Und wir sind Papa begegnet.

»Sie haben auf Verdacht geschossen«

»Hassanjan.« Das Wort hallt in dem kahlen Portiershäuschen etwas nach.

»Hier starb der Teekocher, Herr Hassan«, bekräftigt eine Stimme.

Zwei Stunden nach dem Zusammentreffen auf der Straße stehen wir auf dem Anwesen Sufi Manans, des Ortsvorstehers von Imam Sahib, einer Kleinstadt, nur wenige Kilometer vom deutschen Feldlager Kundus entfernt. Im März 2009, vor ein paar Wochen, haben US-Spezialeinheiten sein Haus gestürmt und fünf seiner Angestellten erschossen.

Hinter Mauern, am Rande eines Hofes, der aus mehreren schlichten Bungalows gebildet wird, steht, gleich neben dem Eingang, der Verschlag des Torwächters, eine der Funktionen, die »Herr Hassan« versah.

»Wir haben versucht, die Wand wieder zu weißen«, sagt der Sekretär des Ortsvorstehers, ein dürrer junger Mann mit schwarzem Bart. »Aber Hassanjans Blut kommt immer wieder durch.«

Auf dem Weg vom Portiershäuschen zum Innenhof sehen wir an der Umfassungsmauer die alte, blutdurchtränkte, von Kugeln zerfetzte Matratze liegen. Der Sekretär deutet auf ein Tor, das an der Stirnseite zum privaten Teil des Anwesens, zum Wohntrakt führt. Da starb der Leibwächter des Ortsvorstehers.

Weiter über den Hof folgen wir ihm zu einem der zwei Gästehäuser. Hier wurde Naqibullah erschossen, eine Reinigungskraft. Wieder Polster, wieder Blutspuren darüber. Abdelahmad schlief hier, als sie ihn töteten.

Fast zeitgleich mit uns eingetroffen ist Amir Barakzai, »Dr. Barakzai«, Deutsch-Afghane, örtlicher Vertreter des Deutschen Entwicklungsdienstes, damit betraut, Projekte für die Region zu aquirieren. Der Entwicklungshelfer wohnt gegenüber.

Sorgfältig gekleidet, mit silberfarbenem Bart auf Oberlippe und Kinn, strahlt er die Atmosphäre der 60er Jahre aus, der Zeit von König Zahir Shah, als eine ausgesuchte Schar von Akademikern an deutsche Universitäten geschickt wurde und als man auch in Deutschland noch mit Schlips und Kragen studierte. Gleich nach seiner Ankunft in Imam Sahib hat er, auf Wohnungssuche, ein paar Wochen als Gast des Ortsvorstehers zugebracht. Er kannte die Angestellten, unter denen zwei geistig behindert waren: der Autowäscher, dem man immer wieder sagen konnte: wasch mein Auto nicht, das ist schon sauber, und der es trotzdem wusch, und der verwirrte Teekoher, der hier sein Gnadenbrot erhielt. Schon viele Schauergeschichten waren Barakzai aus dem afghanischen Süden zu Ohren gekommen, von Bluttaten US-amerikanischer Spezialtruppen, Schauergeschichten, die er nicht glauben konnte, weil sie ihm übertrieben vorkamen, sinnlos zudem. Warum sollten die Amerikaner Zivilisten, Hausangestellte töten? Kann er sich die US-Operation erklären?

»Nein«, flüstert er. Der Entwicklungshelfer wirkt bedächtig, aber seine Nasenflügel beben vor Empörung. Er macht eine lange Pause, ehe er mit gepresster Stimme sagt: »Die Amerikaner sind hereingestürmt, sie wollten eigene Verluste vermeiden, sie haben auf Verdacht geschossen.«

Der Al-Kaida-Sympathisant

Von den fünf getöteten Hausangestellten beschäftigt mich aus irgendeinem Grund vor allem Hassanjan, der Teekoher. Wie mag sein Leben ausgesehen haben? Auch Dr. Barakzai weiß nichts darüber. Während wir im Innenhof auf einer erhöhten Sitzmatte auf Sufi Manan warten, den Hausherrn, denselben, der Al-Kaida-Sympathisanten beherbergt haben soll,

macht sich, von dem starken Tee beflügelt, meine Fantasie selbstständig: Geboren wurde er vielleicht irgendwann in den 50er Jahren, hier in Imam Sahib. Die Eltern arm – höchstwahrscheinlich, denn wie hätte Hassanjan sonst im Hause dieses Warlords landen können? Vielleicht sparten sie sich das Essen vom Mund ab, um ihrem Sohn die Ausbildung zu ermöglichen, und er musste dazu nach Kabul fahren, kam nur in den Ferien zurück, konnte den Verwandten etwas von der großen Welt vorschwärmen, sie beeindrucken mit seinem Wissen. Und seine Mutter erzählte überall im Dorf: »Mein Sohn wird Lehrer.«

Dann folgten die Revolutionen: Daud, der Cousin des Königs, übernahm die Macht. Auch er wurde 1978 hinweggeputscht. Kommunisten besetzten in Kabul die Schlüsselpositionen; die Sowjets marschierten ein.

Hatte »Herr Hassan« Familie? Als er starb, hatte er keine. Sind Frau und Kinder während der dreißig Kriegsjahre umgekommen? Gab ihm das vielleicht den Knacks, von dem er sich nicht mehr erholen sollte? War er verlobt mit einem Mädchen, aber zu arm, um zu heiraten? Oder: War die Heirat geplant – und kurz vorher schaltete sich ein lokaler Potentat ein, Warlord, Grundbesitzer oder Milizenchef, und beanspruchte die Frau, und deren Eltern konnten oder wollten nichts dagegen tun? Was für eine Art Lehrer war er? Mathematik? Sprachen? Poesie? Religion? Worin bestand sein Wissen und was hat ihn schließlich wunderbarlich werden lassen, irgendein Erlebnis aus dem Krieg? Mit den Taliban?

Irgendwann schlüpfte er in dieser Nische unter, einer von jenen, die die afghanische Gesellschaft bereithält; nicht in einer Therapiegruppe, nicht in einem Projekt betreuten Wohnens plus begleitender Umschulung, nicht in einer psychiatrischen Ambulanz oder einer entsprechenden Klinik. »Herr Lehrer Hassan« wurde Teekoher und Torwächter bei einem einflussreichen Gönner: Sufi Manan, dem bekanntesten Warlord der Region. Tee kochen, damit blieb er gewissermaßen im geistigen Element. Tee trinkt man, wenn man Meinungen austauscht, unterrichtet, lernt. Tee zubereiten, damit verband sich

vielleicht in diesem Haus die Rolle des gepflegten Causeurs. Gut möglich, dass Sufi Manan, Kommandeur von über tausend Milizionären, die Meinung Herrn Hassans einholte, ehe er etwas tat. Oder dass er ihn wie ein Orakel nutzte. Vielleicht kannte der Studierende ein paar von den Gedichten, die man gerne hört. Nicht unwahrscheinlich, dass Sufi Manan seinen Schützling gar nicht beachtete und sich Genüge daran tat, dem Gebot der *Zakat*, der Bedürftigenhilfe, zu entsprechen.

Herr Hassan übte seine Rolle aus, dankbar und lautlos. Sammelte Holz, bediente und hätte so noch lange leben können. Stattdessen geriet er – krönender Abschluss seines Lebens – in einen US-Militärbericht hinein, als ein Al-Kaida-Symphatisant, der um sich feuernd auf eine US-Spezialeinheit zugelaufen sein soll.

Der Verbündete

»Nach dem Bericht der zuständigen Einheit lagen nachrichtendienstliche Informationen aus unterschiedlichen Quellen vor, die darauf hindeuteten, dass sich an dem in Frage stehenden Ort eine Person mit Verbindungen zur Al Kaida aufhielt. Infolgedessen wurde alles Nötige veranlasst, um dort hineinzugehen und diese Person gefangen zu nehmen.«

Die Stimme von Greg Julian, dem Sprecher der US-Armee in Afghanistan, klingt wie die eines Regisseurs, der einen Plot erzählt. Kein Stocken, kein Zögern, kein Zweifel bleibt, alles fügt sich logisch ineinander. Gestern hatte er uns in Kabul seine Version zu Protokoll gegeben. Ich drehe den Rekorder lauter, um keine Nuance seiner Geschichte zu verpassen, einer Geschichte, die nicht von Teekochern, Autowäschern oder Putzhilfen handelt, sondern vom *War Against Terror* gegen die Al Kaida in Afghanistan:

»US-Spezialtruppen gehen mit der afghanischen Polizei gemeinsam vor, fünf Terroristen laufen ihnen, wild um sich schießend, entgegen. Egal, was die offiziellen Tätigkeiten

dieser Leute gewesen sein mögen – »sie standen in Kontakt zu einer Al-Kaida-nahen Person«. Jetzt kommt die für Hassanjan und die vier anderen fatale Stelle: »Als unsere Truppen sie umzingelten und ihnen zuriefen: Hier sind die Koalitionstruppen und die afghanische Polizei. Kommt unbewaffnet heraus und euch geschieht nichts – also eine ganz normale Prozedur –, da kamen diese Leute um sich schießend aus dem Haus gelaufen, und sie starben im Gefecht.«

Satz für Satz tasten wir uns durch das Statement vor, immer wieder drücke ich auf die Stopptaste, und immer wieder übersetzt Harun dem Hausherrn, Sufi Manan, was die US-Armee verlautbart.

Der Ortsvorsteher von Imam Sahib, ein jovialer Mittfünfziger in ortsüblichem Shalvar-Khamis-Gewand, randloser Kappe und mit silberschwarzem Bart, zieht die Nase kraus und lauscht andächtig, bis Harun fertig ist. Dann wischt er das Ganze mit einer Handbewegung beiseite. »Falsch. Die Amerikaner sind irgendeiner Intrige aufgesessen. Es waren keine Al-Kaida-Leute da. Gäste auch nicht. Warum sind die Soldaten nicht auf die Idee gekommen, anzuklopfen und zu fragen?« Wären Unbekannte dagewesen, er hätte sie ja ausgeliefert! »Warum kommen sie mit Hubschraubern, sprengen meine Tür auf, töten fünf meiner Angestellten?«

Er macht keinen Hehl daraus, was er von Amerikanern hält. Für ihn sind sie blutleere Feiglinge. Nur Zivilisten können sie angreifen oder friedliche Häuser. Die Russen! Die waren wenigstens echte Gegner, mit viel gefährlicheren Waffen als die Amerikaner. Versuch mal einen Russenpanzer zu sprengen! Einmal musste er gegen ihre Helikopter und ihre Panzer gleichzeitig ankämpfen, das war die riskanteste Situation seines Lebens. »Aber die Amerikaner ... die haben diese Humvees...« Er kichert wie ein Teenager, kneift die Augen zusammen und klatscht in die Hände. »Die Taliban setzen sich auf ihre Motorräder, fünf, sechs von ihnen schießen die Humvees mit ihren Panzerfäusten! Und ehe die Amerikaner sie ausmachen, haben die Taliban schon ihre Position gewechselt. Oft meinen die Amerikaner, sie hätten es mit Dutzenden, mit

Hundertern von Gegnern zu tun, dabei war es bloß eine Handvoll.«

Sufi Manan, stellt sich heraus, war nacheinander mit den beiden wichtigsten Gegnern im afghanischen Bürgerkrieg verbündet: mit dem paschtunischen Erzfundamentalisten Hekmatyar und mit Achmed Shah Masud von der Nordallianz.

Wäre es einfacher, gegen die Amerikaner zu kämpfen als gegen die Russen?

Um seine Augen zeichnen sich Lachfältchen ab; aber er hütet sich, der Frage auf den Leim zu gehen und blinzelt spitzbübisch: »Wollen Sie ein paar taktische Tipps von mir?«

So grenzenlos sein Hass auf die Amerikaner scheint, so sehr rühmt er die Deutschen. Wahre Freunde seien sie. Kultiviert. Einfühlsam. Mit einer intimen Kenntnis der afghanischen Kultur. Natürlich: Arier wie die Afghanen.

Wie aber äußert sich die deutsche Einfühlsamkeit konkret?

Sufi Manan muss lange überlegen. Schließlich fällt es ihm ein: »Die Deutschen führen keine Aktionen wie die Amerikaner durch. Sie wissen, dass man einen bedeutenden Mann und Kommandeur zu respektieren hat.«

Er lächelt nicht mehr, als er das sagt.

Die andere Welt

Seit den Anschlägen des 11. September 2001 ist Afghanistan im Fokus der »internationalen Gemeinschaft«. Zur Rechtfertigung ihres Angriffs berief sich die US-Regierung auf Artikel 51 der UN-Charta, der das Recht auf Selbstverteidigung beansprucht. Wie andere NATO-Staaten auch, erklärte Deutschland den Bündnisfall. Noch im Oktober desselben Jahres vertrieben die USA gemeinsam mit der Nordallianz die Taliban. Im November 2001 beschloss Deutschland seine Beteiligung an der OEF (*Operation Enduring Freedom*) auf der Grundlage des besagten Artikels 51.

Am 5. Dezember 2001 postulierte die internationale Afghanistan-Konferenz in Bonn den Aufbau einer Demokratie und

eines Rechtsstaats, der weltweit gültigen Standards genügt. Die provisorische afghanische Regierung bat die internationale Gemeinschaft um Militärhilfe und die UNO leitete die Aufstellung der ISAF (*International Security Assistance Force*) ein.

Die Fahrt zum deutschen Feldlager, auch PRT (*Provincial Reconstruction Team*) genannt, bietet eine gute Gelegenheit, noch einmal nachzulesen, was vor nicht langer Zeit deutsche Politiker zu den zwei Mandaten geäußert hatten: eine andere Welt, in der sich Dinge juristisch bestimmen und wie mit dem Zirkel voneinander abgrenzen lassen. Die Welt von *Mein Papa ist Soldat*.

Statt Erfolgsmeldungen vom Aufbau häuften sich bald Klagen über die durch die US-Armee verursachten »Kollateralschäden«, über Bombenangriffe mit zivilen Toten, willkürliche Verhaftungen, Folterungen. Ende 2008 stand die Verlängerung des ISAF-Mandats im deutschen Bundestag auf der Tagesordnung. In der Bevölkerung kippte die Stimmung; der Krieg war nicht mehr populär.

Vor diesem Hintergrund machte sich Niels Annen, damals einer der einflussreichsten Außenpolitiker der SPD, ganz besonders für Deutschlands Ausstieg aus der *Operation Enduring Freedom* stark. Der 36-Jährige, Mitglied im SPD-Präsidium, galt im Auswärtigen Ausschuss dank einer mit elf Tagen besonders langen Reise nach Kabul und Uruzgan als außergewöhnlich kenntnisreicher Afghanistan-Experte² und sah die Lösung eines Gutteils der Probleme in einer Trennung Deutschlands vom Vorgehen der US-Armee.

Als wir uns im Herbst 2008 zum Gespräch trafen, hielt er das »Selbstverteidigungsmandat« für nicht mehr tragfähig. Durch die OEF, so argumentierte er, hätten die USA inzwischen alle Beteiligten in eine rechtliche Grauzone hineingezogen, die Kollateralschäden schadeten dem Ansehen des Westens enorm und diskreditierten viele Projekte.

² Stefan Willeke, »Der Krieg der anderen«, *Zeit-Dossier, Die Zeit* Nr. 38, 11.9.2008

»Deshalb«, so schloss Niels Annen, »haben wir uns auch ausbedungen, dass im Norden Afghanistans, wo die Deutschen die Verantwortung tragen, eben keine OEF-Einheiten der Amerikaner operieren, und das geschieht dort auch nicht.«

Verfügte er als Mitglied des Auswärtigen Ausschusses schon über die entsprechenden Informationen?

Nur kurze Zeit nach unserem Interview beschloss die Bundesregierung den Ausstieg. Am 15. November 2008 erklärte sie offiziell, sich in Afghanistan nicht mehr an der OEF zu beteiligen.

Aber was bedeutete das für das Verhältnis zwischen US-Truppen und Bundeswehr? Beschränkten die US-Spezialkräfte ihre Einsätze fortan nur auf den Süden, Westen und den Osten?

Genau so sei es, bestätigte im Januar 2009 Thomas Kossendey, parlamentarischer Staatssekretär im Verteidigungsministerium. Zwischen den Mandaten OEF und ISAF gebe es eine klare Trennung. »Im deutschen Verantwortungsbereich in Nordafghanistan finden seit dem 15. November 2008 keinerlei OEF-Aktionen mehr statt.«³

War die US-Spezialoperation vom März 2009, waren die fünf Toten von Imam Sahib also nichts als Einbildung?

Strategische Information (I)

Das deutsche Feldlager Kundus liegt hinter mehreren Schutzringen verborgen. Am äußeren, »afghanischen« Sicherheitszaun telefoniert der Posten mit den Deutschen im Lager. Funksprüche knistern hin und her. Eine Weile dauert es, dann taucht am Ende einer langen Sandsack-Gasse, die dem nächsten Sicherheitskordon entgegenführt, eine gedrungene Gestalt auf, kommt näher und erweist sich als ein erregter Hauptfeldwebel, der Untergebene des Presseoffiziers.

»Das war aber nicht abgesprochen!«, ruft er und spitzt

³ Interview mit Staatssekretär Thomas Kossendey, 8.1.2009

empört den Mund, ein Satz, den er in den folgenden fünf Minuten ständig abwandelt. Immerhin führt er mich zu seinem Chef.

Nach dem ersten Erstaunen über den Journalisten, der von außen an die Lagerpforten klopft, gestaltet sich der Empfang überraschend herzlich. Major Beck, der deutsche Presseoffizier, lässt seine Arbeit liegen.

»Ah, Sie kommen von draußen? Aus Kundus?« Wie man sich denn da so fortbewegt? Mit einem ganz normalen Taxi? Genial. Die sicherste Methode, durch Afghanistan zu fahren.

Falls man nicht einer deutschen Patrouille begegnet. Major Beck zuckt leicht zusammen, als er von den Warnschüssen auf unser Auto hört, gewinnt aber sofort die Haltung wieder, lacht: »Das war nur Signalmunition, unsere erste Eskalationsstufe, wenn wir uns bedroht fühlen. Brennt gewaltig, ist aber ganz ungefährlich. Unsere Jungs wissen schon, wohin sie schießen.«

Im grünen Hof des Atriums, dem innersten Karree des Lagers, das aus quadratisch angeordneten Bungalows mit bombensicheren Mauern besteht, versucht Beck, die nervöse Reaktion der Bundeswehrpatrouille in das allgemeine Panorama einzuordnen:

Die Lage ist so ernst wie nie zuvor. Die Aufständischen haben ihre Taktik geändert. Sind von der *Hit and Run*-Taktik, den raschen Angriffen mit Motorrädern, abgegangen und operieren jetzt militärisch, in Kompaniestärke. Entsprechend muss man sich auch zur Wehr setzen.

Die Amerikaner machen nichts, wenn sie nicht verlässliche Informationen haben. Mit Sicherheit hängen die Veränderung der gegnerischen Taktik und der US-Zugriff zusammen.

In Nordafghanistan scheint nach den Angriffen der letzten Monate endlich Ruhe eingetreten. Neulich ist eine Patrouille bis in den Distrikt Chahar Derah vorgedrungen, in die Hochburg der Taliban, und hat sich geradezu zum Angriff angeboten: Hier sind wir, kommt, wenn ihr wollt. Die US-Aktion hat offenbar gewirkt.

Auf der Fahrt zwischen dem Provinzwiederaufbauteam und

der Stadt Kundus komme ich ins Grübeln. Entweder scheren sich die Offiziere vor Ort nicht um die offizielle Position des Ministeriums, nach der es seit dem 15. November 2008 keine OEF-Aktionen mehr im deutschen Regionalkommando gibt. Dann hätte zum ersten Mal in der deutschen Nachkriegsgeschichte das Militär ein Primat über die Politik gewonnen. Oder das Verteidigungsministerium weiß um die Verhältnisse, versorgt die Öffentlichkeit aber gezielt mit falschen Auskünften.

Seit einiger Zeit trägt Jean McKenzie Hinweise auf das zusammen, was sie unter dem Begriff »Strategische Information« zusammenfasst. Die US-amerikanische Journalistin leitet in Kabul das Institute for War and Peace Reporting, eine internationale Nachrichtenagentur mit Hauptsitz in London. Jean war nach meinem Gespräch mit Colonel Greg Julian vor ein paar Tagen die erste Anlaufstelle gewesen, um dessen Informationen nachzugehen. Für sie ordnete sich der US-Zugriff in Imam Sahib in eine Reihe ähnlicher Operationen ein.

Als typisches Muster verwies sie auf den US-Angriff in Farab am 4. Mai 2009. Genau wie dort sei es auch anderswo gelaufen. Eine afghanische Einheit wird in ein Gefecht mit Aufständischen verwickelt. Die Afghanen fordern US-Luftunterstützung an. Dorfbewohner bringen Frauen und Kinder in den Häusern der Stammesältesten unter. Am Ende gibt es Luftunterstützung, werfen Flugzeuge Bomben ab. In Farab starben mindestens 97 Menschen, mehrheitlich Frauen und Kinder.

Die erste Reaktion des US-Militärs bestand laut Jean McKenzie darin mitzuteilen, dass es keinerlei glaubwürdige Beweise für den Tod von Zivilisten gebe.

»Wochen später kamen dann endlich die Ergebnisse einer internen US-Untersuchung heraus. Danach starben bei dem US-Luftangriff dreißig bis vierzig unbeteiligte Zivilisten.«

Diese Salamitaktik, so Jean, füge sich in das ein, was offenbar zu einem wesentlichen Faktor der Aufstandsbekämpfung geworden sei: Die sogenannte »Strategische Information« wendete die US-Armee auch im Fall Imam Sahibs an. Ist deshalb aus dem Teekoher ein Al-Kaida-Sympathisant geworden?

Wer schützt wen?

Imam Sahib, in das wir jetzt einfahren, ist ein idyllisches Kleinstädtchen mit einem fast klischeehaften orientalischen Ambiente. Sandige Straßen verlaufen zwischen flachen, lehmfarbenen Häuschen, darin wandeln Männer mit langen vorspringenden Bärten, Pluderhosen und Turbanen umher, Frauen in Burkas, hin und wieder öffnet sich der Blick auf eine Markt-gasse voller Gemüsehändler. Fleischspieße werden über dem Feuer gedreht, es wird gehobelt und gehämmert. Autos, außer ein paar zerbeulten Taxis, sieht man kaum. Tonga-Kutschen prägen das Straßenbild: zweirädrige Karren, vorn sitzt der Kutscher, hinter ihm drücken die Fahrgäste sich zusammen. Blumen umkränzen die Deichseln der Pferde, Glöckchen hängen daran. Über der ganzen Stadt liegt das nie verebbende Klingeln von Tausenden Glöckchen.

Angesichts der zunehmenden Taliban-Aktivitäten in der Region empfiehlt mein Freund und Helfer Harun, eine sichere Herberge aufzusuchen. So eine gibt es, geführt von einem ehemaligen Bundeswehr-Koch, der sich hier eine Existenz gegründet hat. Die Sicherheit besteht vermutlich eher in irgendwelchen ungeschriebenen Garantien als in dem einsamen Polizisten, der vor dem Gatter zur Einfahrt mit seinem Gewehr hockt.

Das Zimmer ist schlicht, aber blitzsauber, die Leselampe über dem Bett funktioniert. Hier lässt sich endlich die Reisetasche auspacken. Das Laken ist blütenweiß. Auf dem Bett ausgestreckt, spukt mir die Szene vom Vormittag weiter im Kopf herum, der unerwartete Beschuss durch Soldaten, die mich für einen Afghanen hielten. Immer wieder sehe ich durch den Staub das Eiserne Kreuz auf dem letzten Bundeswehrfahrzeug vor uns auftauchen und das rote Männchen im weißen Feld mit der warnend erhobenen Hand.

In irgendeinem halbvergessenen Geschichtsseminar über die antinapoleonischen Befreiungskriege war einmal vom Eisernen Kreuz die Rede gewesen. Es ist kein Zufall, dass es ein Kreuz ist, das Symbol für den Befreiungskampf der christlichen, tra-

ditionsverhafteten Deutschen gegen den Atheisten und Unterdrücker Napoleon. »Und der rechte christliche Soldat soll des Wehrlosen schonen und gegen den Schwachen hilfreich und gütig sein und das Schwert nur gegen das Schwert gebrauchen ...«⁴ Seit sich der Soldat mit Gründung der stehenden Heere von seinem Ruf als Bauernfeind und Landstreicher befreit hatte, bestand seine Funktion in der Landesverteidigung, dem Schutz der Zivilbevölkerung.

Doch auf der Landstraße nach Kundus hat sich etwas wie im Brennglas in ungeahnter Schärfe abgezeichnet: etwas über den Krieg im 21. Jahrhundert, den asymmetrischen Krieg zwischen einer Industrienation und Aufständischen inmitten der Zivilbevölkerung eines anderen Landes. Noch immer zehrt das Militär von seiner alten Reputation als uneigennütziger Schützer und Retter. *Papa ist Soldat* ... das heißt: Papa riskiert sein Leben, um den Unschuldigen zu helfen. Dieser Anspruch macht nach dem Zweiten Weltkrieg bei der Bundeswehr geradezu die Selbstdefinition aus. Sie sollte eben keine Armee sein wie die französische in Algerien oder die amerikanische in Vietnam.

Bei feierlichen Rekrutengelöbnissen bekräftigen die Spitzen des deutschen Staates diesen Anspruch Jahr um Jahr. Deutschland hat aus der Zeit des Dritten Reichs gelernt. Die deutsche Armee ist den Menschenrechten verpflichtet. Die deutsche Armee engagiert sich für Recht und Freiheit. Die deutsche Armee ist eine Parlamentsarmee.⁵ Das heißt: Der Anspruch besteht weiterhin – er hat sich mit der Definition des ISAF-Mandats als Schutz- und Aufbaumantrat, mit dem ostentativen Ausstieg aus der US-geführten Kampfoperation *Enduring Freedom* noch verstärkt.

Hinter den Kulissen entwickelt sich das militärische Paradigma jedoch in die entgegengesetzte Richtung, und zwar in Richtung auf das im 19. Jahrhundert von den europäischen Mächten vertretene Welt- und Menschenbild. Bereits im Koso-

⁴ Ernst Moritz Arndt, *Kurzer Katechismus für teutsche Soldaten*, St. Petersburg 1812

⁵ Zitate: Verteidigungsminister Jung beim Rekrutengelöbnis in Berlin, Quelle: Phoenix, Dokumentationskanal von ARD und ZDF, 20.7.2008

vo-Krieg bombardierte die Luftwaffe der NATO-Staaten – und mit ihr die Luftwaffe der Bundeswehr – aus einer Höhe, die das eigene Risiko gegen null minimierte, das der Zivilbevölkerung jedoch steigerte.⁶ Übertragen auf die Szenerie der afghanischen Landstraße heißt das: Nicht Papa setzt sein Leben für Afghanistan aufs Spiel, sondern ich, der vermeintliche Afghane, habe das meine für ihn zu riskieren. Für Mike Müller aus Fulda oder Alex Schulze aus Parchim samt seiner Auslandszulage, seinem Sparbuch, seiner Krankenversicherung und seinem Pensionsanspruch.

Nach den zwei Vorfällen, bei denen Bundeswehrsoldaten afghanische Zivilisten erschossen hatten, war von falschem oder missverständlichem Verhalten der Afghanen die Rede, nie von falschem oder missverständlichem Verhalten der ausländischen Truppen. Hätte uns die Signalmunition der Bundeswehr heute verletzt, hätte eine scharfe Patrone jemanden von uns getötet, weil er »sich in bedrohlicher Weise einem Bundeswehr-Konvoi genähert« hatte – wer hätte das Gegenteil beweisen können?⁷

»Locals haben nichts bei uns zu suchen«

»A positiv.« ... »B.« ... »Null.« ... »A positiv.«

Im Zelt der Fallschirmjäger steht der Patrouillenführer, ein hochgewachsener Hauptfeldwebel, vor einer Schautafel, eine Liste in der Hand, und fragt die Blutgruppen aller ab, die anderntags vom Feldlager Kundus nach Imam Sahib mitfahren. Als die Reihe an den – nicht anwesenden – afghanischen »Sprachmittler« kommt, herrscht Schweigen. Keiner hat daran gedacht, dessen Blutgruppe vorher zu registrieren. »Na, kompatibel«, feixt einer der Soldaten und erntet grölendes Lachen.

⁶ Vgl. Eric Chauvistré, *Wir Gutkrieger*, Frankfurt 2009

⁷ Am 19. Juli 2009 erschossen Soldaten der Bundeswehr Tadsch Mohamed, einen 15-jährigen Afghanen. Laut Oberst Klein, dem Kommandeur des PRT, nach Warnschüssen. Das PRT Kundus ließ verlauten, man habe Khan Mohammed, dem Vater des Jungen, 20000 Dollar Entschädigung gezahlt. Der Vater nahm die Entschuldigung der Bundeswehr an, bestritt aber die deutsche Darstellung.

Sobald es um die eigene Sicherheit geht, hört der Spaß auf und weicht der raue Ton rasch einem sensiblen Einfühlungsvermögen. »Also: Wenn irgendjemand sich bedroht, wenn irgendjemand sich auch nur nicht wohlfühlt, Beklemmungen hat«, sagt der Hauptfeldwebel mit bedeutsamem Blick, »wenn er aus irgendeinem Grund mit der Patrouille nicht weitermachen will ... einfach mir Bescheid sagen, und wir brechen das ganze Ding ab.«

Die Mission ist eigentlich recht einfach: Fußpatrouille durch Imam Sahib nebst Besuch im Krankenhaus. Kontrolle der neuen, mit deutscher Hilfe erbauten Grenzstation. Das Szenario, das der Hauptfeldwebel dafür entwirft, gleicht dem einer Kesselschlacht. Kaum ein Detail bleibt ausgespart: Sollte der Konvoi unterwegs angegriffen werden, wird er sich zu einer Behausung durchschlagen, sie kurzzeitig requirieren, dort auf Entsatz warten; sollte das bis in die Nacht dauern, geht man mit abgeblendeten Scheinwerfern vor, beziehungsweise kann auch ganz ohne Scheinwerfer fahren, da der Mond zur Zeit sehr hell scheint. Von Luftunterstützung und Satelliten ist die Rede.

Zum Abschluss noch einmal die Mahnung: »Locals (Einheimische) haben nichts in unserem Bereich zu suchen.« Sie seien während der Patrouille weiträumig auf Distanz zu halten. Und erneut die Aufforderung: »Wenn irgendjemand denkt: Ich will jetzt nicht mehr weitermachen, wendet er sich sofort an mich, und wir brechen ab.«

Empfindlich reagieren die Fallschirmjäger auch am nächsten Morgen, wann immer sie entdecken, dass sie in der Aufbruchsituation mit fotografiert werden. »He, du«, erregt sich ein besonders bärbeißig aussehender Soldat mit Kappe und blondem Stoppelbart. »Was soll das? Schließlich will ich hinterher auch noch mal was anderes machen.«

Nach seiner Auskunft gaben die deutschen Soldaten keinerlei Handzeichen oder Vorwarnungen. Sie seien mit ihrem Konvoi vorbeigerollt, um dann erst auf sein Auto einen Schuss abzugeben, der seinen Sohn tödlich getroffen habe. Die Bundeswehr bestritt das und berief sich auf die Zusicherungen der beteiligten Soldaten, man habe die Insassen des Fahrzeugs vorgewarnt. (Vgl. dpa-Meldung vom 14.8.2009)

Viele haben vor, mit ihrer Erfahrung später zu privaten Söldnerfirmen oder in den Security-Bereich zu gehen, erklärt der Patrouillenführer, ein zivil wirkender Kapitänleutnant mit Brille, auf dem Weg zur ersten Etappe. Unser »Wolf«, die gepanzerte Version eines Gelände-Mercedes, fährt als verwunderbarstes Fahrzeug mitten im Konvoi, hinter und vor den gepanzerten »Fuchs«-Mannschaftstransportern, die an diesem Tag durch einen »Störer« ergänzt sind, ein Fahrzeug, das elektronisch gesteuerte Sprengsätze unschädlich machen soll.

Entsprechend wachsam sind die Späher an ihren MGs im ersten und im letzten Fahrzeug, deren Funksprüche zu uns herüberschwirren: »Fahrzeug von vorn!« »Lastwagen von hinten!« »Achtung: Motorrad von vorn!«

Auf einem Schotterplatz am Rande von Imam Sahib schwenkt der Konvoi ein und stellt sich im Karree auf. Die Soldaten der Fußpatrouille sammeln sich um den Hauptfeldwebel, der den Weg mit seinem Stiefel in den Sand skizziert.

»Gleich kommen wir in Menschenmengen hinein«, sagt er zum Schluss und blickt in die Runde, als rede er zu Kindern. »Wenn irgendjemand Muffensausen bekommt, sagt es mir gleich. Das Codewort lautet ›Ottermuchte‹. Auf Codewort ›Ottermuchte‹ brechen wir sofort ab und bewegen uns zurück.« Alle nicken.

Die Patrouille marschiert los, im Gänsemarsch auf einer schmalen, staubigen Piste, an Lehmhäusern vorbei, auf die Stadt zu. Nicht lange dauert es, bis die erste Bewährungsprobe kommt. Als ein Motorradfahrer aus einer Nebenstraße auf die Piste zuhoppelt, springen gleich mehrere Soldaten vor, legen ihre Gewehre auf ihn an, während andere im Hintergrund, mit den Händen fuchtelnd, ihn auffordern anzuhalten und abzustiegen. Zwei junge Männer, die die Szene beobachten, brechen angesichts der aufgeregten Bundeswehrsoldaten in hemmungsloses Lachen aus, klopfen sich gegenseitig auf die Schultern, während der Motorradfahrer zu seinem Glück in letzter Sekunde begreift, dass er ein *Local* ist, der in dieser Straße seiner Stadt nicht das Geringste zu suchen hat. Er steigt ab und war-

tet ratlos, bis der letzte Deutsche auf der Hauptpiste an ihm vorbeigegangen ist.

Im Krankenhaus holt ein Bundeswehrarzt kurz Informationen ein, ehe die Patrouille durch die Stadt zum Konvoi zurückmarschiert – über einen Markt voll von Händlern, Motorrädern, Kutschen. Kontakte zur Bevölkerung sind undenkbar – die *Locals* werden in weitem Abstand gehalten, durch den Soldaten, der vorne, und den, der hinten marschiert. Beide haben Mikrofone und Kopfhörer und stehen mit allen anderen in Verbindung – genau wie die Fahrer im Konvoi.

Am Ortsausgang sammelt der Konvoi die Fußpatrouille wieder ein. Erleichterung ist spürbar. Witze gehen hin und her. Dann geht es zur nächsten Etappe weiter.

Die Zollstation

Der Konvoi – ein Panzerfahrzeug »Fuchs«, der Führungs- »Wolf«, ein »Störer« und ein weiterer gepanzerter Mannschaftstransporter – rollt an kleinen Märkten vorbei. Überall, wo Obst, Gemüse oder Kleidung den Besitzer wechseln, spielen sich auch andere Geschäfte ab: »Taliban wandeln durch die Gassen. Von den fruchtbaren Anbauflächen Helmands bringen sie säckeweise Heroin. Die Drogen tauschen sie gegen Waffen ein: fabrikneue russische Kalaschnikow-Gewehre. Ein Kilo Heroin gegen zehn Kalaschnikows und anderes Material aus russischen Beständen.« So kann es jeder Interessierte seit Monaten in einem Artikel von Yaqub Ibrahimy lesen.⁸ Lange hatte der junge Reporter und Nordafghanistan-Korrespondent für Jean McKenzies Institute for War and Peace Reporting im afghanisch-tadschikischen Grenzgebiet recherchiert. Nach dem, was er herausgefunden hat, läuft die Hauptschmuggelroute für den Nachschub der Taliban gerade-

⁸ Sayed Yaqub Ibrahimy, »Turning Afghan Heroin Into Kalashnikows«, IWPR online, ARR No. 295, 30.6.2008; vgl. auch Abdul Latif Sahak, »Taleban Buying Guns From Former Warlords«, IWPR online, ARR No. 350, 21.1.2010

wegs durch das Gebiet des deutschen Regionalkommandos. Die Taliban bringen Heroin aus den fruchtbaren Anbaugebieten des Südens hierher und erhalten aus Tadschikistan die russischen Waffen, die sie jenseits der Grenze gegen die NATO einsetzen.

Genau auf dieser Straße eilen wir nun der tadschikischen Grenze entgegen. Nach kurzer Fahrt zeigt sich vor uns ein flacher ockergelber Bau, ersichtlich frisch verputzt und frisch gestrichen.

»Die neue Zollstation Richtung Tadschikistan«, erklärt der Kapitänleutnant, nicht ohne Stolz. Der ganze Konvoi rollt auf das sorgfältig geplante und asphaltierte Gelände zwischen den Kontrollstellen. Ein schlaksiger deutscher Ingenieur mit Baseballkappe und blondem Vollbart winkt und bittet uns in das Gebäude hinein: In einer Art Hangar findet sich eine Vertiefung, eine Scanner-Einrichtung, mit der die Ladung von Lastwagen durchleuchtet werden kann. Überall sind noch behelmte Facharbeiter des chinesischen Subkontraktors dabei zu hämmern, zu feilen und Kabel zu verlegen.

Die Firma des Bauleiters hat eine ähnliche Kontrollstelle am Khyber-Pass errichtet. Diese Straße nämlich, die von Tadschikistan quer durchs Land zur pakistanischen Grenze führt und von dort weiter bis nach Karachi, ist die wichtigste zentralasiatische Verbindungsroute für Pakistan wie für Afghanistan. Mit der Scanner-Einrichtung sollen in Zukunft Stichproben gemacht werden.

Verhindert man damit den Schmuggel?

Der Ingenieur und der Kapitänleutnant blicken einander verdutzt an. Nein. Dazu hat man ja gar nicht das Mandat. »ISAF heißt *International Security Assistance Force*. Wir unterstützen hier die Provinzbehörden. Aber wenn die uns nicht anfordern, dürfen wir nichts tun.«

Der Waffen- und Drogenschmuggel dürfte also auch nach der Errichtung dieser Zollstation weitergehen?

Der Kapitänleutnant nickt. »Wird sicherlich so sein.«

Erste Verteilungskämpfe sind entbrannt. Die beiden tauschen letzte Neuigkeiten aus.

»Schon gehört? Da haben sie einem Polizisten von der afghanischen Border Police den Fuß abgeschnitten.«

Dass Deutschland beim Bau einer Zollstation hilft, so räumen beide ein, heißt nicht, dass der Schmuggel aufhört, es bewirkt nur, dass die Bestechungsgelder neu verteilt werden.

Am Waffen- und Drogenschmuggel, hatten Yaquab Ibrahimis Recherchen ergeben, verdienen alle möglichen Akteure: die Zöllner, die Provinzpolizei und Border Police, die Beamten der Provinz- und Distriktverwaltung – und damit auch Sufi Manan, der Ortsvorsteher von Imam Sahib, und Mohammed Omar, der Gouverneur von Kundus.

Das passt zu den Informationen, die der *Spiegel* über die US-Spezialoperation im Hause Sufi Manans präsentierte: Ursache seien nicht Al-Kaida-Verbindungen des Ortsvorstehers gewesen, sondern Machtkämpfe unter Drogendealern. Einer hatte seinen Rivalen – Sufi Manan oder einen von dessen Gästen – als Strippenzieher des Terrornetzwerks angeschwärzt. Und die US-Armee hatte, ohne viel Zeit auf Nachforschungen zu verschwenden, prompt reagiert.⁹ Wenn *ISAF Assistance Force* bedeutet – wem hilft, wen unterstützt die Bundeswehr? Für wen riskiert Papa sein Leben, für wen ist er Soldat? Für die Drogendealer der Provinz von Kundus? Für den Waffenhandel der Taliban?

⁹ *Der Spiegel* 14/2009, *Spiegel* online 30.3.2009, »Tod bei Kundus«